

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 81 (1955)
Heft: 48

Artikel: Stammtisch
Autor: Steenken, Eduard H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-495165>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ein Stammtisch – man höre auf die erste Silbe – ist etwas Solides, Markiges, ein Tisch, der nicht schüttelt, wenn man darauf schlägt, ein gelockerter und doch kerniger Konzentrationspunkt im Leben der Gesellschaft, ein Tisch, an dem sich dann auch ihre besten und treuesten Stützen niederlassen: Der Apotheker von der Ecke, der Metzger mit den zwei Filialgeschäften, der Küfer Dubois, der aussieht wie der Weihnachtsmann im Sommer und nie flucht, Kaufmann Beeri, Händler in Textilien, Herr Xaver Wegmann, der vornehme Rentier und Aktionär .. und endlich der Schriftsteller. Gehört dieser nun wirklich an den erlauchten Tisch mit der zinnernen Sparkanne darauf, in deren Haube Fähnchen verschiedener Schweizer Kantone gesteckt sind?

Er weiß es selbst nicht so recht, der Mann der Feder, er gleicht einem Tobiasfischlein – einem alten, wohlverstandenen –, dem die Wogen und Plantschseen der Bohème nicht mehr behagen, und der, da es ihm an größerer literarischer Reputation mangelt, weder im Lager der Arrivierten, noch der soliden Handwerker zuhause ist. Immerhin ... er hat sich eingefunden. Zudem hat er einen Stiftungsbericht für Herrn Xaver Wegmann geschrieben – Mittelpunkt von Roman und wissenschaftlicher Dissertation –, wurde von diesem als ein «verdammtes geschmeidiger Federfuchs» erkannt und der seriösen Gilde am Stammtisch in der «Goldenen Lampe» kurzerhand vorgestellt. Das Wort Schriftsteller, das – Gott sei's geklagt – in helvetischen Landen nach wie vor einen dubiosen Klang hat, war dem Herrn Wegmann irgendwie nicht solide genug, er bezeichnete den Federfuchs kurz als einen «Experten» – worauf

denn das Malheur da war. Denn es erwies sich im Laufe der Wochenabende, an denen ein gutes Blondbier nicht verschmäht wurde, daß sich hinter dieser blendenden Berufsbezeichnung sozusagen nichts «auftat»: kein Firmenschild und kein Lederlager, keine Patente für Pumpanlagen, noch sonst irgendetwas, was mit den Händen zu greifen gewesen wäre.

Zwischen der dritten Brissago und einem Dreierli meinte der Apotheker einmal gönnerisch: «Schließlich gab es zu allen Zeiten Schriftsteller, hm», äugelte seinem Spielpartner nachsichtig in die Karten und fügte an: «Wie sagte noch Seneca ...?» Keiner wußte es. Wir haben es nie erfahren.

Kaufmann Beeri meinte, er sei immer fürs Solide gewesen und Literatur bliebe doch wohl eine Angelegenheit ... für Untüchtige. Er blitzte den Schriftsteller, dessen Borstenhaare – schöne hatte er nicht – sich langsam zu sträuben begannen, mit seinem altmodischen Zwicker streng an: «Wie kann überhaupt ein Mann in den besten Jahren sich mit dem Abfassen sogenannter Feuilletons befassen ...!»

Der Schriftsteller ist garnicht schüchtern: «Und wie kann ein solch stattlicher Mann, wie Sie», gibt er zurück, «seine Befriedigung in dem Verkauf seidener Damenhöschen erblicken, Tag für Tag Damenhöschen, Bébéwäsche, Windeln?»

«Ha, ha», lacht der Metzger und schlägt seine Karten auf den Tisch. Herr Beeri ist irgendwie bei seiner Ehre gepackt. Seine Brille funkelt erneut zu dem Federfuchs herüber: «Aber ich weiß, was ich eingenommen habe am Abend, ich lege meine Bücher in den Kassenschrank, schliesse ab in dem Bewußtsein, daß es immer neuen Verschleiß an Höschen und

Hosen gibt. Man ist nützlich, man ist eingeschaltet in den täglichen Kreislauf von Produktion und Verbrauch.»

Er nimmt den Kneifer ab, er putzt ihn sorgfältig mit einem himmelblauen Tüchlein und setzt ihn wieder auf die Nase. Er ist jetzt ganz Würde.

Der Schriftsteller hat eine gute Karte. Er lehnt sich ein wenig zurück und sagt: «Was heißt hier nützlich? Ein gewisser Doktor Brandenhuf hat nachgewiesen, daß mit der Erfindung der schneidenden Gummibandhöschen Darm- und Unterleibserkrankungen aller Art zugenommen haben. Unter Umständen kann ein Mann, der Grassamen verkauft, oder ein Feuilletonist mit fünfzehn Zeilen, nützlicher sein ... als ein Autohändler oder ein Philosoph, den niemand liest. Von einem gewissen Punkt ab ist zudem wohl alles kaum noch nützlich .. sondern eher notwendig, und von einer noch höheren Ansicht her können Höschen, Motorräder, chemische Heilmittel, Bierflaschen und Feuilletons unter Umständen ein unlösbares Ineinander, ein Intarsienmuster bilden. Hier tut sich ...»

«So reden immer Leute, die keine Geschäftskosten haben», lärmt der Metzger, «Fräulein noch einen Becher ...!»

Das Tobiasfischlein seufzt hier ein wenig. Wann wird man seine Funktion begreifen; es resigniert und hört ergebnislos dem Apotheker zu, der von einer neuen Digitalisbehandlung berichtet.

Es schlägt zwölf Uhr. Nur Herr Beeri ist geblieben. Die späte Stunde hat ihn versöhnt. Jovial beugt er sich zu dem Schriftsteller hinüber, blickt um sich einen blitzschnellen Moment und flüstert: «Sie sollten Romane schreiben, wissen Sie, aus dem Leben, *realistische Romane* ...!!»